

Inklusion

Anmerkungen aus Sicht der Intensivpädagogik

von Menno Baumann

Das Thema Inklusion ist in der Pädagogik, vor allem im Schulsystem, allgegenwärtig. Auch wenn die Gleichsetzung von „Inklusion“ und „gemeinsamer Unterricht“ eine in den deutschen Umsetzungsbemühungen fatale Verkürzung darstellt, so kann doch Einigkeit darin unterstellt werden, dass es keine Alternative zum Abbau von Barrieren für Menschen in unterschiedlichsten Lebenslagen gibt – und dazu gehören an allererster Stelle ein konsequenter Rückbau segregierender Systeme sowie eine konsequente Bekämpfung von Bildungsbenachteiligung, da Bildung den vielleicht wichtigsten Schlüssel darstellt, um Menschen aus den in den westlichen Staaten oft Generationen überdauernden Prozess von Ausgrenzung und Selbstausgrenzung zu unterbrechen. Insofern ist das Schulsystem vielleicht doch ein geeigneter Ausgangspunkt für die Umsetzung einer inklusiven Gesellschaftsform.

Warum aber tut sich das Bildungssystem so schwer mit der Inklusion von Kindern und Jugendlichen, die dem Förderschwerpunkt Emotionale und Soziale Entwicklung zugeordnet werden und ihrem Erleben und Verhalten häufig anders agieren?

Eine erste Antwort erscheint banal: Weil es Kinder und Jugendliche gibt, die ein geregelt Unterrichtsgeschehen unmöglich machen. Sie *stören*. Ehrlicher wäre es gerade im Kontext des Schulsystems, nicht von „Kindern mit Verhaltensstörungen“ zu sprechen, sondern von „Kindern mit störenden Verhaltensweisen“. Es fällt uns aber leichter, das schwierige Verhalten der Kinder zu pathologisieren und als Eigenschaft der Kinder und Jugendlichen zu beschreiben, als eigene Aspekte wie die Struktur des pädagogischen Systems, die Logik eines über Leistung selektierenden Gesellschaftsgedankens oder die eigene Wahrnehmung, bestenfalls sogar noch die eigene Gedulds- oder Toleranzschwelle, in die Ana-

lyse eines Falles einzubinden. Doch letztlich sind es doch genau diese Aspekte, die einen Menschen zu einem „Fall“ werden lassen: Die Strukturen, auf deren Grundlage er betrachtet wird, und die Person des Beobachters, welcher den „Fall“ als solchen definiert. Liegt dagegen die definierte „Verhaltensstörung“ allein auf Seiten des Kindes – vielleicht noch in seinem familiären Umfeld, auf welches die Schule natürlich keinen Einfluss hat –, so bleibt gar keine andere Konsequenz, als zu fordern, das Kind zu segregieren, wenn es denn die anderen Kinder in ihrem Lernerfolg „behindert“.

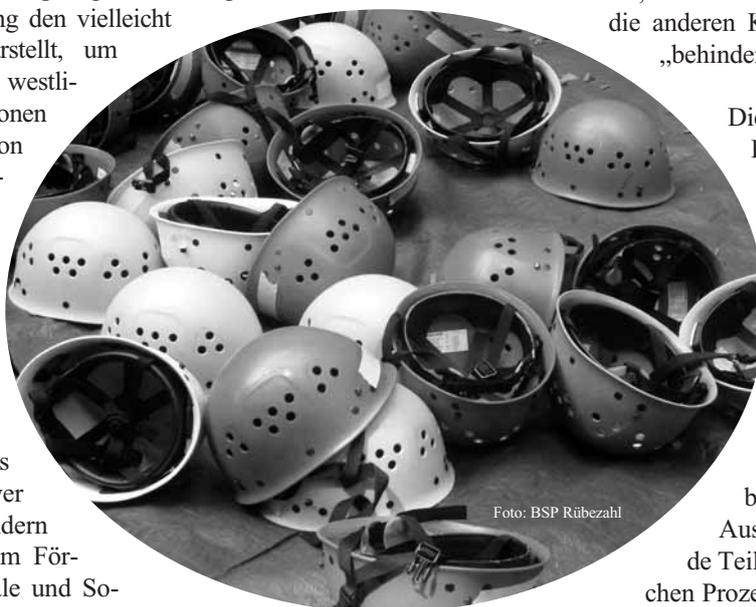


Foto: BSP Rubezahl

Die zweite Antwort auf die Frage, warum Schüler und Schülerinnen mit massiv (ver-)störenden Verhaltensweisen die Inklusionsdebatte zum Erliegen zu bringen drohen, ist komplexer: Der Inklusionsbegriff gerät bei bestimmten Verhaltensweisen an seine Grenzen.

Inklusion meint doch die bedingungslose und frei von Ausgrenzung zu gewährleisten Teilhabe an allen gesellschaftlichen Prozessen – somit natürlich auch am Unterricht. Dies ist aber in letzter Konsequenz nicht so ohne weiteres auf jede Form des Verhaltens anwendbar. Es ist eben nicht so, dass ein Mensch so ohne weiteres als vollberechtigtes Mitglied der Gesellschaft an allen ihren Prozessen teilnehmen kann, wenn z.B. Gewalttätigkeit, Formen sexueller Übergriffigkeit, selbstzerstörerische Handlungen bis zum Suizid o.ä. zu seinem Handlungsspektrum gehören. Hier kommt der Inklusionsbegriff an seine Grenzen, weil eine „erfolgreiche Inklusion“ ins Schulsystem voraussetzen würde, dass der Mensch sich verändert und diese Verhaltensweisen aus seinem Handlungsrepertoire gesichert streicht. Dies wiederum ist dann im strengen Sinne nicht wirklich als Inklusion zu bezeichnen, weil Inklusion eigentlich voraussetzungslos sein sollte.

Im derzeitigen pädagogischen Diskurs scheinen vier Verhaltensweisen das pädagogische System – allen voran die Schule – an ihre Grenzen zu bringen:

- Gewalthandlungen, vor allem wenn sie gegen Erwachsene oder deutlich schwächere Mitschüler gerichtet sind, aber auch autoaggressive Handlungen, wenn sie offen zu Tage treten.

Es fällt uns leichter, das schwierige Verhalten der Kinder als deren Eigenschaft zu beschreiben, als die Struktur des pädagogischen Systems in die Analyse eines Falles einzubinden.

Je mehr das pädagogische System in einem Machtkampf einsteigt mittels der lieb gewonnenen Erziehungsmittel der „Erpressung und Bestechung ...

- Drogenkonsum, wenn er auch in der Schule/ Einrichtung vollzogen wird, oder andere Kinder und Jugendliche einbezogen werden („dealen“).
- Fernbleiben bzw. Weglaufen (Schulabsentismus), vor allem wenn dies mit hoch riskanten Verhaltensweisen während der Abwesenheit einhergeht.
- Zündeln und Brandstiftung.

Diese Verhaltensweisen führen zu empfindlichen Störungen des Schullebens und des Sicherheitsgefühls der anderen Menschen, die sich im Lebensraum Schule bewegen. Auch in anderen pädagogischen Kontexten führen sie zu erheblichen Problemen, so dass es sogar eine kleine Gruppe junger Menschen gibt, die selbst in intensiv-pädagogischen Hilfen nicht zu halten sind.

Aus Sicht der Subjektlogik ist dabei weniger entscheidend, *welche* Verhaltensweisen ein junger Mensch zeigt. Problematisch erscheint aus dieser Sicht viel eher, aus welcher inneren (oft unbewussten) *Intention* heraus der junge Mensch sein Verhalten zeigt. Denn daraus folgt, warum es oft nicht möglich erscheint, erzieherisch oder therapeutisch auf dieses Verhalten einzuwirken. Aus unsere Studie „Kinder, die Systeme sprengen“ (Baumann 2012) haben wir die Hypothese entwickelt, dass Kinder, die sich in institutionellen pädagogischen Kontexten nicht halten lassen, vor allem mit einem Problem konfrontiert sind: Sie *kämpfen um Kontrolle*. Dabei lässt sich trennen zwischen:

1. Kindern, die um Kontrolle situativer Unsicherheit kämpfen. Diese Kinder können soziale Situationen nur schwer interpretieren und reagieren demnach ängstlich oder wütend, ohne dass für Außenstehende deutlich wäre, was genau diese Situation bewirkt hätte. Der Lehrer weist den Schüler auf einen Fehler hin, der Schüler dagegen fühlt sich bedroht und rastet aus. Oder es klingelt zur Pause, zwanzig Schüler wollen durch eine Tür, die selbst für drei Kinder gleichzeitig zu eng wäre, und dieser betroffene Schüler reagiert auf die Unruhe mit Überforderung und einem Impulsausbruch. Diese Kinder und Jugendlichen wirken unberechenbar, weil sie uns allen gut vertraute „Soziale Basics“ nicht internalisieren konnten.

2. Eine zweite Gruppe solcher „Kontrollkämpfer“ kämpfen um Kontrolle über ihre eigene Biographie gegen oder über das pädagogische System. Für diese Kinder und Jugendlichen gilt, dass sie sich auf Grund biographischer oder lebensweltlicher Verstrickungen nicht auf Unterstützung einlassen können, sondern für sich fest internalisiert haben, dass sie selbst die Einzigen sind, auf die sie sich verlassen können. Diese jungen Menschen können nur orientiert sein, wenn sie die Nähe-Distanz-Regulation zu 100% in ihren Händen halten. Ein auf Zwang (Schulpflicht) basierendes System können diese jungen Menschen meist nicht annehmen, da sie dies zu sehr einschränkt.
3. Die dritte Gruppe, die wir in unserer Studie herausgearbeitet haben, sind Kinder, die um die Kontrolle der Tragfähigkeit des sie umgebenden Netzes kämpfen müssen. Diese Kinder und Jugendlichen fühlen sich nur im Konflikt sicher, weil sie nur dann erleben können, dass sie gehalten sind. Sie gehen zwar in Kontakt zu den Pädagogen, müssen diese Beziehung aber immer wieder auf die Probe stellen, um zu spüren, dass der Pädagoge sie wirklich noch aushält. Dies gelingt wiederum häufig nicht.

Auf dieser Grundlage rückt das innere Erleben des jungen Menschen in den Mittelpunkt der Frage, warum die Inklusion einiger Menschen kaum zu gelingen scheint. Je mehr das pädagogische System in einem Machtkampf einsteigt und mittels der lieb gewonnenen Erziehungsmittel der „Erpressung und Bestechung“ – am ritualisiertesten in der Notengebung, desto deutlicher wird der junge Mensch seine Intention verteidigen müssen. So entstehen Eskalationsspiralen, aus der der junge Mensch als „nicht-beschulbar“ hervorgeht ...

Ob diese Kinder am Ende in einem segregierenden System wie einer Förderschule oder einem Heim besser aufgehoben wären, oder ob sie durch eine soziale Kleingruppe besser zu betreuen sind als in einer regulären Schulklasse, ist natürlich nicht so einfach zu beantworten. Über die Frage, welches Setting greifen kann, kann nur im Einzelfall entschieden werden. Es gilt aber für die Arbeit mit hoch aufwendigen Kindern und Jugendliche, folgende Fragen zu reflektieren, um eine Chance auf Inklusion zu haben:

Angebote für „die Schwierigsten“ sind (idealerweise):

- konflikt sicher, deeskalierend und präsent,
- reflektiert bezüglich Nähe-Distanz, Bindung-Abgrenzung,
- dranbleibend, haltend ausgerichtet und nicht (so schnell) abzuschütteln,



Foto: BSP Rubezahl

- Kontinuität vermittelnd, auch über Phasenverläufe hinweg,
- in ihrer Haltung verstehenden und traumasensiblen Ansätzen verpflichtet,
- mit Konzepten des (emotionalen) Schutzes und der Sicherung der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen ausgestattet,
- flexibel in der Umgestaltung des Settings, wenn nötig.

Diese Fragen müssen im Rahmen der Konzeption von inklusiven Settings berücksichtigt werden, wollen diese auch für „schwierige“ Kinder und Jugendliche mit massiv störenden Verhaltensweisen offen sein. Gerade bei der Frage, ob es temporär sinnvoll sein kann, diese Kinder doch in Kleingruppen außerhalb der Stammklasse zu betreuen, müssen bestimmte Aspekte berücksichtigt werden.

Arbeiten mit der gesamten Gruppe ...

Die Betreuung in Kleinsettings macht nur dann einen Sinn, wenn sie den Bogen zurück in die Stammgruppe schlagen. Zu glauben, dass das schwierige Kind sich durch eine temporäre Förderung in einer Kleingruppe so sehr verändert, dass es hinterher in einem ansonsten nicht veränderten Setting plötzlich voll integrierbar ist, ist natürlich naiv. Denn nicht nur, dass das Kind dann in einer sehr kurzen Zeit einen zuvor jahrelangen biographischen Prozess überwinden müsste, nein, dass sozial-emotionale Erleben und Verhalten der anderen Gleichaltrigen entwickelt sich ja ebenfalls weiter. Somit müsste sich das auffällige Kind ja doppelt so schnell entwickeln, wie seine Altersgenossen.

Dies ist wohl eher unwahrscheinlich ... Insofern halte ich zwei Aspekte für die Inklusionsdebatte für zentral:

1. Der Umgang mit Kindern und Jugendlichen mit massiv schwierigen Verhaltensweisen erfordert Konzepte der Unterstützung der mit ihnen konfrontierten Pädagogen und Pädagoginnen, sowohl im Sinne von Krisensicherung als auch in der emotionalen Nachversorgung bei erlebten Überforderungssituationen. Solange das Schulsystem den Mythos vor sich her trägt, der gute Lehrer habe keine Disziplinprobleme, hat die Schule keine andere Chance, als Schwierigkeiten in der Person des Schülers zu pathologisieren. Lehrkräfte, die mit schwierigsten Schülern arbeiten sollen, brauchen intensive Unterstützung und einen festen Rückhalt.



Foto: BSP Rübzahl

... desto deutlicher wird der junge Mensch seine Intention verteidigen müssen.

2. Wenn ein Kind mit massiv störenden Verhaltensweisen in einer Schulklasse gehalten werden soll, erfordert dies eine intensive Arbeit mit der gesamten Gruppe. Moderiertes Konfliktmanagement, Deeskalationstraining für Mitschüler eines aggressiven Kindes, „Übersetzungshilfe“ bezüglich unverständlicher Reaktionsweisen, Verminderung der verbalen Gewalt in der Klasse und das Bilden von Unterstützerguppen können hier hilfreich sein.

Unter diesen Aspekten rückt die Frage, ob Inklusion in der Regelklasse sinnvoll ist, in den Hintergrund: Das Setting ist so gut, wie es Bedingungen schafft, dass der junge Mensch nicht gegen die erlebte Umwelt kämpfen muss, und wie es gelingt, die Umwelt im Sinne von Pädagogen, Mitschülern und Eltern darin zu unterstützen, die unverständlichen Anteile in den Reaktionsweisen des jungen Menschen auszuhalten und zu beantworten. Diese Fragen sind wichtiger als die Frage, ob Ausgrenzung immer und zu jeder Zeit vermieden werden kann.

Literatur:

Baumann, M. (2009): Verstehende Subjektlogische Diagnostik bei Verhaltensstörungen – Ein Instrumentarium für Verstehensprozesse in pädagogischen Kontexten. Hamburg: tredition Verlag.

Baumann, M. (2012): Kinder, die Systeme sprengen – Wenn Jugendliche und Erziehungshilfe aneinander scheitern. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.

Baumann, M. (2015): Intensivpädagogik – Das Gegenteil von Inklusion? Versuch einer Standortbestimmung. Verfügbar über: www.socialnet.de.

Prof. Dr. Menno Baumann



lehrt Intensivpädagogik an der Fliedner Fachhochschule Düsseldorf und ist Bereichsleiter beim Jugendhilfeträger Leinerstift e.V. u.a. für den Intensivbereich „Innovative Hilfen“ sowie für die Schulsozialarbeit.